

Zeitschrift für Sexualforschung

Herausgegeben von
Wolfgang Berner, Peer Briken, Silja Matthiesen, Hertha Richter-Appelt, Bernhard Strauß

Heft **3** 23. Jahrgang September 2010 Seiten 191–298

Aus dem Inhalt

Sexueller Missbrauch von Kindern und Jugendlichen

Schwerpunktheft, herausgegeben vom Vorstand der DGfS

Ulrike Schmauch

Nähe, Distanz und Grenzen in psychosozialen und pädagogischen Berufen

Eva-Verena Wendt

Uneindeutige Kommunikation sexueller Absichten bei jungen Paaren

Jennifer Görndt, Klaus Püschel und Nadine Wilke

Medizinische Diagnostik bei Verdacht auf sexuellen Missbrauch von Kindern

Volkmar Sigusch, Gunter

Gerhard Walentowitz, A1

Debatte über den sexuel



Thieme

Nähe, Distanz und Grenzen in psychosozialen und pädagogischen Berufen

Ein Beitrag zur aktuellen Debatte über sexuellen Kindesmissbrauch

Ulrike Schmauch

Übersicht: Ausgelöst durch das Bekanntwerden einer hohen Zahl von Fällen sexuellen Kindesmissbrauchs vor allem in Internaten während der 70er- und 80er-Jahre ist in Deutschland eine zweite öffentliche Missbrauchsdebatte entstanden. Der Beitrag reflektiert Reaktionen auf die Rolle von Pädagogen als Tätern und auf die bekannt gewordene sexuelle Gewalt. Die Debatten über sexuellen Kindesmissbrauch vor zwanzig Jahren und heute werden einander gegenübergestellt und in ihrer Besonderheit untersucht. Das Thema sexueller Grenzverletzungen wird in den weiteren Kontext des strukturell widersprüchlichen Nähe-Distanz-Verhältnisses in beruflichen Beziehungen in psychosozialen Praxisfeldern gestellt. Die Autorin erörtert das psychoanalytische Abstinenzkonzept und seine Funktion im analytischen Rahmen und erläutert, wie es in abgewandelter Form in der Gestaltung von Arbeitsbeziehungen zwischen Professionellen und KlientInnen in der Sozialen Arbeit umgesetzt werden kann. Dabei werden Elemente untersucht, die für soziale Fachkräfte eine professionelle, abstinente Haltung ausmachen, gefährden und stabilisieren. Der Beitrag schließt mit einem Plädoyer dafür, dass sich Schulen und Internate mit dem Abstinenzkonzept auseinandersetzen und sexuelle Bildung in ihr schulisches Bildungsverständnis integrieren.

Schlüsselwörter: gesellschaftliches Männlichkeitsbild; Nähe-Distanz-Balance; Professionalisierung; psychoanalytisches Abstinenzkonzept; sexuelle Bildung; sexueller Kindesmissbrauch

Obwohl ich mich seit der Neuen Frauenbewegung in den 70er-Jahren auch mit dem Thema der sexuellen Gewalt von Männern gegen Frauen und Kinder beschäftige und in diesem Zusammenhang Gefühle von Entsetzen über

das Leid der Betroffenen und Wut gegen die Täter bei mir kenne, so habe ich doch in diesem Jahr angesichts des aufgedeckten Ausmaßes¹ von sexuellem Missbrauch in Institutionen das Auftauchen unerwartet heftiger Gefühle bei mir beobachtet und erlebt, dass es mir schwer fiel, eine professionelle Perspektive aufrecht zu erhalten. Mein Zorn richtete sich gegen eine Haltung von Männern, die es als ihr Recht betrachteten, ihnen anvertraute Kinder und Jugendliche sexuell zu benutzen und zugleich dem Rest der Welt fortgesetzt Lehren zu erteilen, wie man verantwortlich zu handeln und zu leben habe. Im Fall der katholischen Einrichtungen war dieser Widerspruch keine Überraschung, gehört doch die Doppelmoral zu ihnen wie der Rosenkranz. Das Nebeneinander von sexueller Ausbeutung und von schwarzer Pädagogik ist aus katholischen Heimen in anderen Ländern wie aus der Geschichte nur zu gut bekannt, ebenso die ständige Anmaßung der katholischen Amtskirche, der Welt ihre salbungsvollen Ansprachen zuzumuten und ihre menschenfeindliche Sexualmoral aufzwingen zu wollen.

Wütender war ich auf Männer wie Gerold Becker, den ehemaligen Leiter der Odenwaldschule und seinen Lebenspartner, Hartmut von Hentig, zwei bildungspolitisch einflussreiche Persönlichkeiten, die über lange Jahre den Anspruch vertraten und als legitimes Anrecht genossen, Andere zu belehren

¹ Anhaltspunkte zum Umfang des Problems *in der katholischen Kirche* geben folgende Meldungen: Nach Recherchen der Frankfurter Rundschau wurden im Zeitraum zwischen Januar und März 2010 bundesweit mehr als 250 Verdachtsfälle in der katholischen Kirche bzw. in katholischen Einrichtungen bekannt. Die Missbrauchsvorwürfe beziehen sich auf das Canisius-Kolleg in Berlin, das Domspatzeninternat Regensburg, das Benediktinerkloster Ettal, das Internat Aufseesanium in Bamberg, das Maristeninternat in Mindelheim, einen Knabenkonvikt in Mainz, das Gymnasium Johanneum in Homburg, das Aloisius-Kolleg in Bonn, das Internat und Gymnasium Haus Overbach in Aachen, das Erzbischöfliche Internat Collegium Aloysianum in Werl, die frühere Internatsschule der Maristen in Meppen, die Sankt-Ansgar-Schule in Hamburg, auf Priester des Erzbistums Freiburg und der Bistümer Trier, Fulda, Münster und Essen sowie auf Priester der Diözese Rottenberg-Stuttgart und in Würzburg, Limburg, Hildesheim, Weiden und Wolfsburg (FR-online.de, 08.03.2010 [als Online-Dokument: http://www.fr-online.de/in_und_ausland/politik/dossiers/sexueller_missbrauch/2399422_Chronologie-Sexueller-Missbrauch-an-Schulen.html]). Aus heutiger Sicht (Juli 2010) sind diese Angaben sicher unvollständig. Der Verantwortliche für die am 30.03.2010 von der Deutschen Bischofskonferenz geschaltete Hotline „Hilfe für Opfer sexuellen Missbrauchs“, Dr. Andreas Zimmer, teilte am 31.05.2010 mit, dass in diesem Zeitraum 2350 Anrufe von Opfern eingegangen seien (Mitteilung im Rahmen der Veranstaltung „Katholische Kirche – wohin?“ im Haus am Dom in Frankfurt am Main). Über die Zahl der Vorfälle an der *Odenwaldschule* war am 11.07.2010 bei hr-online.de zu lesen: „Nach einem jüngsten Zwischenbericht wurden an dem Reforminternat von Ende der 1960er-Jahre bis Anfang der 1990er-Jahre etwa 50 Schüler missbraucht, vor allem Jungen. Becker allein soll 17 Jungen missbraucht haben“. In einer anderen Meldung hieß es: „Die Strafrechtlerin Burgsmüller und die frühere Richterin Brigitte Tilmann sind von der heutigen Schulleitung beauftragt worden, die Missbrauchsfälle aufzuklären. Den beiden Juristinnen zufolge hat es weit mehr Opfer gegeben als bislang angenommen. ‚Die Zahl 50 ist nicht zu halten‘, sagte Tilmann. Sie sprach von 28 weiteren missbrauchten Schülern, die den Opferzahlen bislang nicht zugerechnet wurden“ (hr-online.de, 08.07.2010).

über „Bildung Macht Verantwortung“ (Hager et al. 1994), über „Ordnung und Unordnung“ (Becker und von der Groeben 2005), über „Werte“ (von Hentig 2001) und „Pädagogische Vernunft“ (von Hentig 2008). Diesem Anspruch, hohe ethische und bildungspolitische Maßstäbe zu setzen, steht die Realität gegenüber, die nun bekannt gewordene systematische, gegen Jungen gerichtete sexuelle Gewalt des einen (Beckers) und die Leugnung bzw. zynische Verharmlosung dieser Tatsache durch den anderen (von Hentig).²

Dass sexueller Missbrauch ein ubiquitäres Phänomen ist und in allen Abhängigkeitsstrukturen vorkommt, ist bekannt. Jedoch war es erschütternd, in den vielen Berichten der früheren Opfer, die sich öffentlich zu Wort meldeten, vom Ausmaß der sexuellen Ausnutzung und der dadurch verursachten Traumatisierung insbesondere in den 70er- und 80er-Jahren zu erfahren. Durch die Berichte verdichtete sich das Bild einer destruktiven männlichen Haltung, aus der das Streben nach der eigenen Befriedigung, nach Macht über Gefühle und über Körper von Kindern und Jugendlichen rücksichtslos durchgesetzt wird und die die lebenslange Beschädigung von Menschen in Kauf nimmt.

Reaktionen auf die Geschehnisse

Ich beobachtete an mir, dass ich im ersten Schwung meines Zorns über die missbrauchenden Männer begann, mein langjähriges Engagement für die stärkere Beteiligung von Männern an der Erziehung, sei es als Väter, sei es als Erzieher und Sozialarbeiter, infrage zu stellen – ein Engagement, das auf der Überzeugung beruht, für Kinder und Jugendliche seien Erfahrungen der Nähe, Geborgenheit und Konfliktbewältigung mit Erwachsenen beiderlei Geschlechts wichtig. Da ich mich durch feindselige Gefühle nicht davon abbringen lassen möchte, an meinem Engagement festzuhalten, suche ich nach Wegen, Konzepte eines verantwortlichen Umgangs mit Nähe und Distanz in sozialen Berufen weiter zu entwickeln, die beide Geschlechter einschließen. Als Zumutung erlebe ich es allerdings auch, dass eine sexualfreundliche Pädagogik, wie ich sie vertrete, jetzt insgesamt wieder unter Druck und in Ver-

² Noch die Todesanzeige für den am 9. Juli 2010 verstorbenen Gerold Becker, die von seinem Lebenspartner, seiner Familie u. a. veröffentlicht wurde (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12.07.2010) brachte aus meiner Sicht mit der Wahl des folgenden Mottos die Leugnung der Gewalt und eine triumphierende Arroganz gegenüber Opfern und KritikerInnen zum Ausdruck:

*„Die Feinde, sie bedrohen dich,
Das mehrt von Tag zu Tage sich;
Wie dir doch gar nicht graut!
Sie zerran an der Schlangenhaut,
Die längst ich abgelegt.
Und ist die nächste reif genug,
Abstreif ich die sogleich
Und wandle, neu belebt und jung,
Im frischen Götterreich.*

Goethe“

ruf gerät, weil insbesondere der grenzverwischende Umgang mit Sexualität in der Odenwaldschule den verwirrenden Eindruck erwecken kann, dass das eben dabei heraus kommen könne, wenn zu viel erlaubt, wenn Sexualität von Kindern und Jugendlichen anerkannt wird. Für sexualpädagogische Fachkräfte, die sich seit Jahren um eine Öffnung von Schulen und sozialen Einrichtungen für eine körper- und sexualitätsbejahende Arbeit mit Kindern und Jugendlichen bemühen, wird die Arbeit nun noch schwerer. Nun scheinen diejenigen Recht zu haben, die das Thema Sexualität ganz aus Institutionen verbannen, es allenfalls noch unter dem Blickwinkel von Gefahren, Kontrolle und Prävention behandeln wollen. Kritiker einer aufgeschlossenen Sexualpädagogik fühlten sich bestätigt in ihren Warnungen vor den „Folgen von Achtundsechzig“³ und vor zu viel sexueller Liberalisierung, indem sie reformpädagogische bzw. antiautoritäre Inhalte und das sexuelle Miss-

³ In der Beschuldigung der „Achtundsechziger“ sind sich (Ex-)Bischof Walter Mixa, FDP-Politiker Jörg-Uwe Hahn und Alice Schwarzer einig. So erklärte Mixa zu den Missbrauchsfällen: „Die sogenannte sexuelle Revolution, in deren Verlauf von besonders progressiven Moralkritikern auch die Legalisierung von sexuellen Kontakten zwischen Erwachsenen und Minderjährigen gefordert wurde, ist daran sicher nicht unschuldig“ (shortnews.de, 16.02.2010 [als Online-Dokument: <http://www.shortnews.de/id/816121/Sexueller-Missbrauch-durch-Pfarrer-Bischof-Mixa-gibt-68ern-die-Schuld>]). FDP-Landeschef Jörg-Uwe Hahn gab, so hr-online.de, „der 68er-Bewegung eine Mitschuld am sexuellen Missbrauch an reformpädagogischen Schulen in den 70er- und 80er-Jahren“. Der Zeitgeist dieser Epoche habe eine „Tendenz der Verharmlosung und des Wegschauens mit sich gebracht“, schrieb der Minister in einem Brief an Grünen-Landeschef Tarek Al-Wazir (hr-online.de, 13.04.2010 [als Online-Dokument: http://www.hr-online.de/website/rubriken/nachrichten/indexhessen34938.jsp?key=standard_document_38979519&rubrik=34954]). Und Alice Schwarzer schrieb in der EMMA: „Doch der bittere Protest der Frauen gegen Vergewaltigung von Frauen und Kindern hatte wenig Chancen gegen den flotten Zeitgeist der ‚sexuellen Befreiung‘. Der machte Front von taz [...] bis Quick [...]. Ideologisch führend waren 68er, etliche von ihnen waren auch in der tonangebenden ‚Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung‘ aktiv, wie der Sozialpädagoge Prof. Helmut Kentler“ (2010: 8). Zwar handelt es sich um Beiträge aus politischen und nicht aus fachlichen Diskursen, aber die Argumente werden seit den 90er-Jahren immer wieder verwendet und finden Eingang in Angriffe auf fortschrittliche sexualpädagogische Haltungen und Konzepte. In einem Forschungsprojekt, das ich 2008/09 zu „Neuen Entwicklungen in der Sexualpädagogik“ (Schmauch 2009) an der FH Frankfurt durchgeführt habe, wurden zu diesem Thema auch ExpertInnen befragt, u. a. aus der pro familia, der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, dem Institut für Sexualpädagogik in Dortmund, der Deutschen Aidshilfe und dem Sexualpädagogischen Zentrum Merseburg. Die ExpertInnen stimmten in der Einschätzung des sexualpolitischen Klimas darin überein, dass ein Rollback festzustellen sei; einerseits im erzieherischen Alltag, in übertrieben besorgten und verbietenden Haltungen bei Eltern im Umgang mit kindlicher und mit jugendlicher Sexualität, andererseits im öffentlichen Umgang von Politik und Medien mit den Themen Kinder- und Jugendsexualität. Als Beispiele hierfür wurden der Eklat um die BzGA-Broschüre „Körper, Liebe, Doktorspiele“ im Jahr 2007 [vgl. Online-Dokument: <http://www.isp-dortmund.de/download/archiv.html>] sowie die dramatisierende Debatte um die angeblich massenhaft drohende „sexuelle Verwahrlosung“ von Jugendlichen im Jahr 2008 (vgl. Siggelkow und Büscher 2008; Schmidt 2008) genannt.

brauchsthema auf unzulässige Weise verknüpften. Als weitere Zumutung empfinde ich es, dass die Geschehnisse all jenen Vorwände liefern, die mit der allmählich voranschreitenden Anerkennung gleichgeschlechtlicher Lebensweisen Schwierigkeiten haben. In der öffentlichen Debatte tauchten Darstellungen auf, in denen der sexuelle Kindesmissbrauch in einen ursächlichen Zusammenhang mit männlicher Homosexualität gebracht und die Beschäftigung schwuler Pädagogen an Schulen und Internaten problematisiert wurden. So sagte der neu gewählte Vorsitzende des Trägervereins der Odenwaldschule, Michael Frenzel, in einem Interview mit dem Focus: „Ich plädiere dafür, dass Familienoberhäupter in der Schule verheiratet oder zumindest liiert sein müssen und dort mit ihrem Partner gemeinsam leben. Das ist eine zusätzliche Kontrolle. Und: Mir ist absolut rätselhaft, warum man homosexuellen Lehrern auch noch ausschließlich kleine Jungen anvertraute [...] Ich will keine Gruppe diskriminieren. Es müssen bei homosexuell veranlagten Mitarbeitern aber gegebenenfalls Gutachten erstellt werden, ob es einen Hang zur Pädophilie gibt. Meines Erachtens könnte es da schon einen Zusammenhang geben“ (focus.de, 07.06.2010).⁴

Um von der zornigen zu einer distanzierteren Sicht zu gelangen, denke ich über rationale Formen der „Entmachtung“ nach: Es muss darum gehen, dass Pädagogen als Individuen weniger willkürliche Macht ausüben können und darum, dass (pädagogische) Institutionen dafür über mehr und transparentere Macht und Kontrolle verfügen, von außen durch eine strengere Heim- und Schulaufsicht und intern durch Verfahrensstandards im Umgang mit sexuell übergriffigem Verhalten. Die Forderung nach institutioneller Kontrolle gilt erst recht für den Klerus, denn hier existiert eine Dienstaufsicht bisher überhaupt nicht. Weitere Überlegungen beziehen sich auf Internate und Schulen als Bildungsinstitutionen, die häufig einen eklatanten Rückstand im Bereich der institutionalisierten (Selbst-)Reflexion und Supervision aufweisen und bei denen auf dieser Ebene ein Professionalisierungsschub überhaupt erst zu initiieren ist. Hinzu kommen Gedanken über die Einführung von Eignungsprüfungen im Zusammenhang mit pädagogischen und sozialen Studiengängen. So ist in Österreich die Zulassung zum Studium Sozialer Arbeit mit einer Eignungsprüfung verbunden; aus den Niederlanden ist die prozesshafte Klärung der beruflichen Eignung im Verlauf des ersten Studienjahres bekannt, und eine Kommission zur Reform des Lehrerstudiums in Deutschland schlug kürzlich die Einführung einer allgemeinen Eignungsprüfung vor.

⁴ [Als Online-Dokument: http://www.focus.de/schule/schule/unterricht/deutschland-becker-hat-die-schule-missbraucht_aid_516365.html] In die gleiche Richtung ging ein Artikel von Heike Schmoll in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Die Autorin schrieb, Hellmut Becker habe von der „Homosexualität Gerold Beckers und dem damit einhergehenden Risiko für das Internat“ gewusst. Weiter hieß es, nur ein einziger Mitstreiter habe sich aufgemacht, „um Gerold Becker auf die Gefährdungen anzusprechen, die von seiner Homosexualität im Rahmen einer Internatsschule ausgehen könne“ (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 22.06.2010: 8).

Um den Blick auf die Kinder und Jugendlichen zu richten, sollte bedacht werden, dass diese meist in starken Loyalitätskonflikten den Tätern gegenüber stehen und Hilfe bei der Aufgabe brauchen, ihre guten Erfahrungen mit einem ihnen nahe stehenden Mann neu zu sortieren, der sie selbst oder andere missbraucht hat. Über die Frage, ob das „Gute“ solcher Menschen trotzdem bewahrt werden kann oder ob es im Sog des „bösen“ Anteils selbst wertlos wird, sprachen auch Schüler und Schülerinnen des Landerziehungsheims Marienau in einer Radiosendung (Deutschlandfunk, 19.05.2010). Nachdem die Schulleitung gerade einem Lehrer wegen erheblicher körperlicher Distanzlosigkeit fristlos gekündigt hatte und dies als ein angemessenes, konsequentes institutionelles Handeln zu werten war, teilten SchülerInnen in der Sendung mit, dass sie keine Chance gehabt hätten, sich von dem Lehrer zu verabschieden, dass es darum so sei, als wäre er gestorben, er, der eine Persönlichkeit gewesen sei und bei dem sie auch Geborgenheit empfunden hätten. Das verweist darauf, dass Missbraucher nicht nur skrupellose Täter sind, sondern dass sie auch positive, zugewandte Verhaltensweisen zeigen, aufgrund derer sie von SchülerInnen geliebt werden.

Eine ähnlich schwer erträgliche Widersprüchlichkeit zeigt sich bei von Hentig. So kommentierte er vor zehn Jahren auf beeindruckende Weise den „Bericht über einen Dieb“, in dem der Autor Christian Heimpel seine Gefühle der Ohnmacht und Verzweiflung über das grausame Erziehungsverhalten seiner Eltern und mehr noch über deren späteres selbstgerechtes Leugnen schildert (Heimpel 2000; von Hentig 2000). Spürbar betroffen schreibt von Hentig in seinem Kommentar über die Eltern: „[E]s fließt keine Träne der Reue, es kommt keine Bitte um Vergebung über ihre Lippen [...]. Als die Wahrheit offenbar geworden war, hat wohl jener komplizierte Vorgang eingesetzt, den man mit dem einfachen Wort ‚Verdrängung‘ bezeichnet“ (von Hentig 2000: 81). Er hoffe, so von Hentig, dass der Bericht „in den Wunsch wecken [wird], besser zu verstehen – das Kind wie die Eltern, das Opfer wie die Täter. Denn beides können wir selber sein“ (ebd.: 82). Darum sollten wir, so fährt er fort, „Menschen [sein], die sich in ihrem guten Gewissen nie zu sicher sind, weil es blind macht“ (ebd.). Es ist bitter und traurig, zu erleben, dass derselbe Mann, der hier so einführend über den Jungen und so klar über die Anerkennung von erwachsener Schuld spricht, sich heute so verleugnend über den sexuellen Missbrauch an der Odenwaldschule geäußert hat.

Sexueller Missbrauch als öffentliches Thema vor zwanzig Jahren und heute

Vor etwa zwanzig Jahren war der sexuelle Kindesmissbrauch schon einmal in ähnlich intensiver Weise ein öffentliches Thema. Im Mittelpunkt stand damals der sexuelle Missbrauch im privaten Raum der Familie. Die zentrale skandalisierte Konstellation betraf Mädchen als Opfer und Väter bzw. Stiefväter als Täter. Dem gegenüber geht es heute primär um Institutionen wie

Internate und Heime, um Mädchen *und* Jungen als Opfer und um Lehrer, Erzieher, Pfarrer und Chorleiter auf der Täterseite.

Die Missbrauchsdebatte in den 80er- und 90er-Jahren

Die erste öffentliche Missbrauchsdebatte lässt sich in zwei Phasen gliedern. In den 80er-Jahren fand die Auseinandersetzung zunächst in feministischen Gruppen statt. Nachdem die Frauenbewegung zuvor verschiedene Formen von Gewalt gegen *Frauen* aufgegriffen hatte, wurde nun auch Gewalt gegen *Mädchen* zum Thema. Hierzu trugen einerseits wichtige Veröffentlichungen bei (Sebban 1980; Rush 1982; Baurmann 1983; Kavemann und Lohstöter 1984; Russell 1984; Finkelhor 1984; Steinhage 1985, 1989), andererseits zahlreiche Gründungen von Selbsthilfegruppen. Frauen, die in der Kindheit sexuell missbraucht worden waren, schlossen sich zusammen, um über ihre Erlebnisse zu sprechen, sich zu unterstützen und um die gesellschaftliche Tabuisierung des Sprechens über sexuellen Missbrauch zu durchbrechen. 1983 gründete sich in Berlin die erste Gruppe, dann der erste Verein, der sich den Namen Wildwasser gab (Mebes 2007) und auf den weitere Wildwassergruppen in anderen Städten im Bundesgebiet folgten.

In der zweiten Phase, in den 90er-Jahren, wurde das Thema von Massenmedien aufgegriffen und auf breiter Front popularisiert. Talkshows und Magazine waren voll von ExpertInnen, darunter auch selbsternannten, von Bekenntnissen und Fortsetzungsgeschichten. Sensationelle Veröffentlichungen über prominente Beschuldigte wie Woody Allen und Michael Jackson wurden erregt verfolgt. Auch auf fachlicher Ebene fand das Thema eine starke Ausbreitung; bundesweit wurden professionelle Netzwerke aufgebaut, überall regionale und lokale „Arbeitskreise sexueller Missbrauch“ gegründet. Angebote für von Missbrauch betroffene Frauen wurden in bestehenden Beratungsstellen und in neuen spezialisierten Einrichtungen aufgebaut. Darüber hinaus war das Thema Gegenstand einer Vielzahl von Informations- und Fortbildungsveranstaltungen. Es hatte zum Teil stark polarisierende Wirkungen, die sich in heftigen Kontroversen auf Tagungen zeigten, im Streit um die „richtige“ bzw. parteiliche Begleitforschung von Projekten und in Debatten um die berechnete bzw. fälschlich erfolgte Anklage und Verurteilung von Beschuldigten (Honig 1992; Günter et al. 1993; Brähler und Overbeck 1993; Rutschky und Wolff 1999; Schmauch 1996).

Die Skandalisierung hatte widersprüchliche Seiten: positiv war, dass sie endlich und zu Recht sexuelle Gewalt gegen Mädchen in der Familie und im Nahfeld sichtbar machte und als Ausdruck struktureller männlicher Vorherrschaft in der Gesellschaft anprangerte. Bedeutsam war auch, dass sie die Diskussion um sexuelle Grenzverletzungen in weiteren Bereichen anstieß, so auch im Bereich der Psychoanalyse und der Psychotherapie. Es erschienen Berichte von Patientinnen (Anonyma 1988, Augerolles 1991, Praeger 1992) und Beiträge aus der klinischen Praxis, die sich mit Machtmissbrauch und mit sexuellem Missbrauch in Therapien auseinandersetzten (Spielrein 1986; Cremerius 1987; Krutzenbichler und Essers 1991;

Dreyfus und Haug 1992; Heyne 1995; Wirtz 1998; Yalom 1998; Löwer-Hirsch 1998; Schmidbauer 1999). Auf Schmidbauers Studie werde ich später ausführlich eingehen.

Andererseits produzierte die Skandalisierung auch Übertreibungen – in manchen fachlichen Zusammenhängen und feministischen Gruppen ein Pokern mit unrealistisch großen Opferzahlen und Dunkelziffern, sexualfeindliche Präventionsprogramme und die Neigung zu paranoiden Szenarien. In den Massenmedien waren voyeuristische und sensationslüsterne Tendenzen noch ausgeprägter. Da parallel zur Hyper-Publizität das Sprech-Tabu vielerorts fortbestand, waren neben übertriebenem Verdächtigungs- und Rettungsdruck weiterhin auch Hemmungen und Inkompetenz im Umgang mit dem Verdacht des sexuellen Missbrauchs in sozialen Einrichtungen zu beobachten.⁵

Ambivalent sind auch die längerfristigen Wirkungen der damaligen Debatte um den sexuellen Missbrauch einzuschätzen: Ganz sicher wurde ein Fortschritt erzielt, indem die Wahrnehmung des Unrechts gegen Mädchen und Frauen und das Bewusstsein für die Ursachen und Folgen sexueller Ausbeutung im vermeintlich geschützten privaten Raum der Familie geschärft wurden. Die Gesellschaft begann, zumindest partiell, Verantwortung zu übernehmen und Angebote zu fördern, in denen Opfer von sexuellem Missbrauch beraten und begleitet werden konnten, aber auch solche, in denen Täter, die sexuelle Gewalt verübt hatten, im Rahmen gerichtlicher Weisungen Therapien oder Trainings erhielten.

Die Prävention sexuellen Missbrauchs wurde qualitativ weiterentwickelt, indem gute Programme und Medien für unterschiedliche Zielgruppen geschaffen wurden, zum Beispiel für Kinder im Grund- und Vorschulalter. Hier sind Prozesse der Sensibilisierung und Professionalisierung festzustellen, wenn auch längst nicht in ausreichendem Maße. Auffällig ist, dass gerade Internate, die heute im Brennpunkt der Aufmerksamkeit stehen, damals nicht ins Blickfeld gerieten.

Eine Schattenseite der geschilderten Entwicklung bestand darin, dass die Missbrauchs- und Schutzdiskurse immer wieder auch Errungenschaften der sexuellen Liberalisierung gefährdeten, wie etwa die Anerkennung der kindlichen und der jugendlichen Sexualität. Der Verweis auf angeblich allseits und ständig drohende sexuelle Gefährdung wurde von überängstlichen und verunsicherten Eltern und von konservativen Politikern benutzt, um sexuelle Themen überhaupt zu verbannen. Und auch in manchen pädagogischen Programmen war von Sexualität als lustvoller Quelle von Lebendigkeit und Autonomie, von kindlicher und jugendlicher Sexualneugier nicht mehr die Rede.⁶

⁵ Meine damalige Hypothese war, dass sich die Widersprüche zum Teil aus einer akuten Auseinandersetzung der Gesellschaft mit dem Inzesttabu und dem krisenhaft verstörten Generationen- und Geschlechterverhältnis erklären ließen (Schmauch 1996: 296).

⁶ Vgl. die kritischen Überlegungen zu schulischen Präventionsprogrammen bei Wehnert-Franke et al. (1992).

Die aktuelle Missbrauchsdebatte

In der aktuellen Debatte war es ein Jesuit, Pater Mertes, der den Stein ins Rollen brachte, zuerst im Canisius-Kolleg in Berlin und dann in den anderen katholischen Einrichtungen. Als Betroffene haben sich diesmal, im Unterschied zu den damaligen Frauengruppen, eher Individuen, Männer und Frauen gemeldet, die ehemals SchülerInnen bzw. InternatsbewohnerInnen gewesen waren. Seither haben JournalistInnen immer mehr Fälle in Internaten aufgedeckt. Den früheren Opfern, heute mehrheitlich Männer und Frauen im mittleren Lebensalter, die sich in wachsender Zahl bei Staatsanwaltschaften und Medien meldeten, wurde mit Interviews und Berichten zunehmend Raum für die Beschreibung ihres Leids gegeben. In vielen journalistischen Beiträgen sind seither kritische Erklärungsansätze vorgestellt worden – zur repressiven Dynamik in geschlossenen institutionellen Systemen, zu emotionalen Abhängigkeitsstrukturen, zur Gewaltförmigkeit klerikaler männerbündischer Strukturen und zur Problematik unreflektierter „Ganzheitlichkeitskonzepte“. Von einer sensationslüstern betriebenen „erregten Aufklärung“ (vgl. Rutschky 1992) kann nach meinem Eindruck derzeit nicht gesprochen werden. Die Medien haben ihre gesellschaftliche Rolle als kritische Aufklärungsorgane vielmehr in angemessener Weise wahrgenommen und einen öffentlichen Druck erzeugt, in dem es auch zu Entschuldigungen und Rücktritten von Amtsträgern, zu staatsanwaltlichen Ermittlungen, zu Kündigungen von Lehrern und vereinzelt zu disziplinarrechtlichen Konsequenzen kam.

In der katholischen Kirche und in der Odenwaldschule lösten die Veröffentlichungen der Fakten und der Berichte der früheren Opfer erhebliche Erschütterungen aus. Berichte über die Odenwaldschule vermitteln den Eindruck, dass hier die Leitung und ein Teil der Lehrkräfte derzeit ernsthaft versuchen, angemessen auf das Unrecht einzugehen, das der ehemalige Schulleiter Gerold Becker und etliche Lehrer den Schülerinnen und Schülern angetan haben, sei es durch aktiv verübte sexuelle Gewalt, sei es durch Nichtglauben, Alleinlassen und Vertuschen. Auf katholischer Seite wurde chaotisch reagiert; kritische katholische Laien bescheinigten der Amtskirche ein katastrophales Krisenmanagement. Neben gewohnheitsmäßig fortgesetztem Lügen und Abstreiten und der Selbststilisierung zum eigentlichen Opfer waren aber auch Stimmen der Bestürzung und des Unrechtsbewusstseins zu hören, seltener klare Worte zur notwendigen Aufklärung.

Von fachlicher Seite – von Lehrerverbänden, aus der Erziehungswissenschaft und der Sozialen Arbeit – war lange gar nichts, später eher Spärliches zu vernehmen, dann vereinzelte erziehungswissenschaftliche Beiträge zur historischen Einordnung und Reflexion von Begriffen wie Reformpädagogik, pädagogischem Eros usw. Feministische Einrichtungen, die sich auf die Arbeit im Bereich sexueller Gewalt gegen Mädchen und Frauen spezialisiert haben, verweisen auf ihre langjährige alltägliche Arbeit mit Opfern und ihre Erkenntnisse daraus, auf ihre Erfahrungen mit Institutionen und ihre oft vorgetragene Forderung nach mehr präventiven Maßnahmen und deren

verstärkter finanzieller Förderung. Christine Bergmann, die unabhängige Beauftragte der Bundesregierung zur Aufarbeitung des sexuellen Kindesmissbrauchs stellte dazu in einem Interview fest: „Nichtregierungsorganisationen wie zum Beispiel Wildwasser haben sich zu Wort gemeldet. Sie haben jahrzehntelange Erfahrung zum Thema sexuelle Gewalt; warum wird ihre Expertise nicht stärker herangezogen? [...] Diese Projekte können gar nicht alles bewältigen. Sie sind viel zu dürftig ausgestattet, obwohl sie mit ihrer Kompetenz viel mehr leisten könnten“ (2010: 5). Die Bundesregierung schließlich hat am 24. März 2010 einen Runden Tisch „Sexueller Missbrauch in Abhängigkeits- und Machtverhältnissen in privaten und öffentlichen Einrichtungen und im familiären Bereich“ eingerichtet, dessen Arbeitsgruppen Strategien, Maßnahmen und Empfehlungen entwickeln sollen.

Gründe für die veränderte öffentliche Diskussion

Wie lässt sich die aktuelle Missbrauchsdebatte charakterisieren und erklären? Zunächst einmal ist der Faktor *Zeit* von Bedeutung. Erst heute, da die Wirkungen der in den 70er- und 80er-Jahren erlittenen sexuellen Traumatisierung in den Internaten nicht mehr so unmittelbar und übermächtig spürbar sind, können die Betroffenen öffentlich über sie sprechen. Sie sind älter, möglicherweise gefestigter durch Lebenserfahrung, eigene Elternschaft oder Psychotherapie und können sich vor diesem Hintergrund mutiger als damals äußern. Weniger bedrohlich und übermächtig wirken heute auch die Täter. Einige sind aus Altersgründen nicht mehr in ihren Funktionen, andere krank oder verstorben, weitere werden jetzt aus dem Amt entlassen. Die Macht, die diese Generation von Vaterfiguren (Pädagogen und Pfarrern) beanspruchte, hat ihre Unangreifbarkeit zum Teil verloren.

Hinzu kommt, dass das Thema, Opfer sexuellen Missbrauchs zu sein, vor 20 Jahren ein „Frauenthema“ war und der Diskurs darüber ein weiblicher bzw. feministischer Kampfdiskurs. Es dauerte lange, bis Jungen als mögliche Opfer überhaupt wahrgenommen wurden, Eingang in Konzepte und empirische Fragestellungen fanden. Das männliche Geschlecht war auf der Täterseite, nicht auf der Opferseite repräsentiert. Für die Männer, die sich heute an Missbrauchsbeauftragte von Organisationen, an die Staatsanwaltschaft oder die Öffentlichkeit wenden, wäre dies damals fast unmöglich gewesen – sowohl vor dem Hintergrund ihrer eigenen männlichen Identität und Scham, als auch, weil sie, wenn sie es versucht hätten, auf die Weigerung gestoßen wären, sexuelle Ausbeutung von Jungen in diesem Ausmaß für möglich zu halten und aufzuklären.

Heute ist das Thema nicht mehr ausschließlich weiblich bzw. feministisch besetzt. Dass das gesellschaftliche Männlichkeitsbild inzwischen offenbar mehr Differenzierungen zulässt, ist nicht nur der sozialen Erosion der klassischen Männerrolle zuzuschreiben, sondern auch der allmählichen Wirkung einer reflektierten pädagogischen Jungenarbeit und einer kritischen Männerforschung. In der heutigen öffentlichen Auseinandersetzung werden die Täter wegen ihrer sexuellen Machtausübung nicht primär von

Frauen angegriffen. Vielmehr sind es größtenteils Männer – frühere Missbrauchsopfer, Journalisten und kritische Experten –, die die sexuellen Übergriffe und die sie bedingenden Ideologien und Strukturen benennen. Jedoch wird das Geschlecht der Missbraucher nicht explizit thematisiert. Dass Männer sich untereinander öffentlich über die Grenzen der sexuellen Verfügung über Kinder und Jugendliche auseinandersetzen und diese Frage in ihrer allgemeinen ethischen Relevanz anerkennen, ist als Fortschritt zu werten. Dass sie in diesem Kontext die „Männerfrage“ (bisher) nicht mit thematisieren, empfinde ich als fehlende Courage, „ans Eingemachte“ zu gehen, nämlich die Ursachen männlicher Machtansprüche zu analysieren.

Im erweiterten Blick auf die Opferseite schien es in der öffentlichen Debatte zeitweise, als seien in den Internaten fast nur Jungen missbraucht worden; jedoch wurden auch Berichte von und über Frauen veröffentlicht, die als Schülerinnen sexuell ausgebeutet worden waren, so beispielsweise über eine organisierte Form erzwungener sexueller Dienstleistungen für einen Lehrer und seine Bekannten sowie über Schwangerschaft und Abtreibung als Folge einer missbräuchlichen Beziehung. Eine Recherche, die einen verlässlichen Überblick über den Anteil von Mädchen und Jungen an den Opfern in den Internaten ermöglicht, ist mir derzeit nicht bekannt. Indessen ist aufgrund empirischer Studien davon auszugehen, dass die Mehrzahl sexueller Missbrauchshandlungen an Mädchen verübt wird (vgl. Krahe und Scheinberger-Olwig 2002; Bange 2004; Deegener 2005). Auch die polizeiliche Kriminalstatistik weist beim sexuellen Missbrauch ein Verhältnis von etwa einem Viertel männlicher zu drei Vierteln weiblicher Opfer auf.

Neben dem Faktor Zeit und den sozialen Verschiebungen im Umgang mit Männlichkeit kommt aus meiner Sicht ein weiteres Element hinzu, das die aktuelle Missbrauchsdebatte prägt: die Gesellschaft wirkt schockiert darüber, dass „ausgerechnet an Eliteinternaten“ sexuelle Gewalt zu finden war – und dann auch noch in diesem Ausmaß. Teure, auch exklusive Orte, die Eltern für ihre Söhne und Töchter aus Gründen der ganz besonderen erzieherischen Förderung und der frühen Karrierebahnung aussuchten, erwiesen sich als risikoreich für die sexuelle und seelische Integrität der Zöglinge. In manchen Berichten gaben die in Internaten missbrauchten Männer und Frauen an, dass sie sich von ihren Eltern abgeschoben und alleingelassen gefühlt hatten, dass sie daher besonders bedürftig gewesen seien und in überhöhtem Maß Anlehnung und Geborgenheit bei den Pädagogen gesucht hätten. In der Empörung über „ausgerechnet die Elite- und Reformschulen“ kann daher Schuldgefühl mitschwingen – das Gewährwerden, dass exzellente Förderung einhergehen kann mit Verlassenheitsgefühlen des Kindes, seiner Bedürftigkeit und Nähesuche, die dann von Pädagogen ausgenutzt werden. Ein Opfer sexuellen Missbrauchs an der Odenwaldschule sagte dazu: „Ohne die Gefühlskälte und die Gleichgültigkeit unserer Eltern wäre all dies nicht möglich gewesen“ (Frankfurter Rundschau, 15.04.2010).

Die derzeitige Fokussierung auf elitäre pädagogische Institutionen hat noch einen anderen Aspekt. Soziale Einrichtungen, die nicht auf die Verwirklichung besonders hochwertiger pädagogischer Ziele und auf Elite-

förderung ausgerichtet sind, in denen „gewöhnliche Menschen“ leben, vielfach sogar Menschen mit Schwierigkeiten und Einschränkungen, werden in die öffentliche Debatte kaum einbezogen. In Fachkreisen ist dabei wohl bekannt, dass Menschen mit geistiger, seelischer und körperlicher Behinderung, die in Betreuungs- und Wohneinrichtungen leben, besonders gefährdet sind, Opfer von sexuellen Übergriffen durch Professionelle zu werden (Achilles 2005; Amyna e.V. 2003; AWO 2006; Enders 2007; pro familia 2004; Wildwasser 2007; Zinsmeister 2003, 2008). Diese Gefährdung betrifft beide Geschlechter und jedes Lebensalter. Auch Kinder und Jugendliche, die in stationären Jugendhilfeeinrichtungen leben, weil sie psychische, familiale und soziale Probleme haben und weil ihre Eltern nicht ausreichend für sie sorgen können, sind von diesem Risiko betroffen. Das öffentliche Interesse sollte sich daher aus meiner Sicht auch sozialen Institutionen zuwenden, die nicht durch den Glanz der Exklusivität auffallen, den „gewöhnlichen“ *Heimen*, in denen oft besonders verletzte und schutzbedürftige Menschen betreut werden.

Nähe, Distanz und Grenzen in beruflichen Beziehungen

Im Folgenden soll die spezifische Aktualität des Themas in den Hintergrund gerückt und versucht werden, es in den allgemeineren Kontext von Nähe, Distanz und Grenzen in psychosozialen Praxisfeldern einzuordnen. Dabei beziehe ich mich zunächst auf die Soziale Arbeit, da ich als Lehrende in der Aus- und Fortbildung von Fachkräften für diesen Bereich tätig bin. Erfahrungen im Bereich der Lehrerausbildung habe ich nicht, wohl aber Einblicke in das System Schule, da ich in einem externen MediatorInnen-Pool mitarbeite, der bei internen Konflikten von Schulen angefragt wird. Auch ergeben sich in Projekten, die ich begleite, Kooperationen zwischen Schule und Jugendhilfe. So habe ich den Eindruck gewonnen, dass Bildungseinrichtungen trotz ihres von der Sozialen Arbeit unterschiedenen Auftrags mit einer ebenfalls hohen und ständigen Anforderung konfrontiert sind, Nähe und Distanz zu SchülerInnen immer neu auszubalancieren. Zugleich verfügen sie aber nicht über die institutionell gesicherten, professionellen Instrumente, die in vielen Bereichen der Sozialen Arbeit Standard sind, um das immer prekäre Nähe-Distanz-Verhältnis zu reflektieren und zu steuern. Daher glaube ich, dass Schulen und Internate von den Erfahrungen der Sozialen Arbeit im Umgang mit Grenzen und Grenzverletzungen lernen können.

Umgang mit Macht und Abhängigkeit

Berufliche Beziehungen sind in der Sozialen Arbeit durch eine riskante strukturelle Widersprüchlichkeit zwischen Nähe und Distanz, zwischen Hilfe und Kontrolle geprägt (vgl. Staub-Bernasconi 2007; von Spiegel 2004; Dörr und Müller 2006). Die Balance beider Elemente stellt eine ständige Herausforderung an die Professionalität sozialer Fachkräfte dar. Diese

begleiten und betreuen Menschen in ihrem Leben, kommen mit deren Privat- und Intimsphäre in Berührung und mischen sich in persönliche Fragen ein. Berührung und Einmischung sind dort unvermeidbar, wo die Fachkräfte partiell den Alltag mit ihren KlientInnen teilen, wie etwa in der Tagesbetreuung von Kindern oder von behinderten Menschen und in den erzieherischen Hilfen mit ihren aufsuchenden und stationären Formen.

Auf der einen Seite ist es notwendig, dass soziale Fachkräfte in beruflichen Beziehungen Nähe zu KlientInnen zulassen und fördern, weil erst eine Basis des Vertrauens es ermöglicht, dass Menschen Hilfe annehmen und zu bestimmten Entwicklungen und Einsichten fähig und bereit sind. Gemäß dem doppelten Mandat Sozialer Arbeit bedeutet dies zugleich, dass mit der Entwicklung von Nähe auch Einmischung und Kontrolle verbunden sind und dass soziale Fachkräfte im Rahmen ihres gesetzlichen und institutionellen Auftrags damit über Macht gegenüber KlientInnen verfügen. Ebenso notwendig wie die Nähe ist auf der anderen Seite die Distanz, die soziale Fachkräfte wahren und ihren KlientInnen unmissverständlich vermitteln müssen. Die Distanz basiert auf den *objektiven* Elementen eines institutionellen Auftrags und der beruflichen Rolle, einer Tätigkeit, die bezahlt ist und auf der Grundlage eines Studiums und eines wissenschaftlich fundierten, methodischen Handelns ausgeübt wird. Die Distanz muss zudem immer wieder *subjektiv* hergestellt werden, indem Fachkräfte die Abhängigkeit der KlientInnen und die eigene institutionelle Macht berufsethisch reflektieren und sich ihre unbewusste Beteiligung an unvermeidlichen emotionalen Verstrickungen bewusst machen. In einer asymmetrischen Beziehung ist Nähe generell mit einem höheren Risiko der Grenzverletzung verbunden als in paritätischen Beziehungen, und je weniger die mit der Nähe verbundenen Machtaspekte gesehen werden, um so eher können diese Arbeitsbeziehungen sexuell oder aggressiv entgleisen.

Umgang mit Körperlichkeit

Neben der Leugnung der Macht besteht ein weiteres Risiko in der Unterschätzung des Körpers und seiner Wirkung in beruflichen Beziehungen. Die Bedeutung des Körpers und körperlicher Interaktionen ist in einigen Bereichen besonders spürbar. Dies betrifft notwendige Tätigkeiten aufgrund körperlicher Hilfsbedürftigkeit von Kindern und von behinderten, alten und kranken Menschen, aber auch körperliche Berührungen als Ausdruck positiver Gefühle diesen Menschen gegenüber wie etwa Umarmungen, Trösten, Haltgeben. Weiterhin sind unvermeidliche Berührungen in Arbeitsfeldern gemeint, die Alltag und Versorgung einschließen, z. B. in der Tagesbetreuung, in stationären Einrichtungen oder in der sozialpädagogischen Familienhilfe. Auch Aktivitäten in der körper-, bewegungs- und erlebnisorientierten Jugendarbeit gehören dazu. Im Rahmen meiner Fortbildungstätigkeit sind mir oft extreme Formen des Umgangs mit Nähe, Körperlichkeit und Sexualität in der sozialen Arbeit aufgefallen: entweder ganz viel Nähe oder völlige Distanz, entweder aufdringliche und respektlose Körperlichkeit oder Körper-

losigkeit und Körperfeindschaft; entweder überschwappende oder ganz ausgeblendete, tabuisierte Sexualität. Die Herausforderung liegt darin, ein Mittelfeld zwischen den Polen zu gestalten und sich darin zu bewegen – mit den KlientInnen, als Team, als einzelne Fachkraft. Dabei geht es um solche Fragen: Wie können körperbezogene Grenzen in der Arbeit gewahrt und zugleich deutliche Signale der Körperfreundlichkeit gegeben werden? Wie lassen sich die notwendige Entsexualisierung beruflicher Beziehungen und die grundsätzliche Sexualitätsbejahung vereinbaren? Wie kann Distanz gegenüber der Intimsphäre von KlientInnen gewahrt und zugleich Intimität ermöglicht werden? Wie lassen sich Übergriffe und Gewalt verhindern, gleichzeitig aber Elemente eines Klimas vermitteln, in dem aggressive Gefühlsäußerungen akzeptiert sind?

Nähe und Distanz in der Psychoanalyse

Der erste Ansatz, der sich wissenschaftlich mit „zu viel Nähe“, mit notwendiger Nähe und erforderlicher Distanz bzw. Abstinenz auseinandersetzte, kurz: mit dem Verhältnis zwischen Liebe und Professionalität, war die Psychoanalyse. Sigmund Freud hat in den „Studien über Hysterie“ dargestellt, dass zur Behandlung der Neurose sich deren Symptome in eine Übertragungsbeziehung wandeln müssen (1969 [1895]). Er fand heraus, dass ihn die Patienten im Verlauf der Behandlung nicht zufällig oder leider, sondern sinnvollerweise anschwärmen und ablehnen, lieben und hassen mussten, um von diesen Gefühlen zu ihren unbewussten Fixierungen und zum Kern der Neurose zu gelangen. Es stellte sich heraus, dass sich die gegenwärtigen Gefühle für den Analytiker als Reaktualisierung vergangener Gefühle für die bedeutsamsten frühen Liebesobjekte deuten ließen und, zusammen mit der ihr korrespondierenden Gegenübertragung, einen Schlüssel zum Verständnis der Symptome und zu ihrer Auflösung boten. Erst im „Feuer der Übertragungsliebe“, so Freud, können manche der härtesten unbewussten Widerstände überhaupt schmelzen und so Raum für Genesung geben.

In diesem Sinne verstehe ich auch Fritz Morgenthaler, wenn er sagt: „Es gibt keinen analytischen Prozess, in welchem der Analysand nicht versucht, den Analytiker zu verführen [...]. Und es gibt auch keinen analytischen Prozess, in welchem der Analytiker seinen Analysanden nicht verführt, sich in eine vertiefende Beziehung zu ihm einzulassen“ (2005: 78). Damit Veränderung möglich wird, müssen sich beide Seiten emotional berühren, in gewissem Sinne verführen lassen, um Raum für die Wiederbelebung der Vergangenheit, für die Bewegungen des Unbewussten und für Neues zu geben. Anders gesagt: wenn die im Symptom verborgenen konflikthaften Erfahrungen mit Nähe und Distanz in einem schützenden, distanzhaltenden Rahmen in eine nahe Beziehung zwischen Patient und Analytiker transformiert werden, können die krankmachenden unbewussten Konflikte lebendig gemacht und in der Behandlung bearbeitet werden. Um die Intensität der Gefühle und die notwendige Nähe zu begrenzen und für die Heilung nutzbar zu machen, wurden in der Psychoanalyse verschiedene Mittel der Distan-

zierung entwickelt: ein strenges Setting, eine ausdifferenzierte Technik und eine therapeutische Ethik. Zentral ist die Abstinenzregel, nach der die psychoanalytische Behandlung so durchgeführt werden soll, „daß der Patient die geringstmögliche Ersatzbefriedigung für seine Symptome findet. Für den Analytiker schließt er [der Grundsatz der Abstinenz; U. Sch.] die Regel ein, dem Patienten die Befriedigung seiner Wünsche zu versagen“ (Laplanche und Pontalis 1998: 22). Der Analytiker ist gehalten, die Gegenübertragung nicht zu agieren, sondern als Deutungsinstrument zu gebrauchen.

Abstinenz: Haltung, Risiken und Stabilisierung

In seinem Buch „Wenn Helfer Fehler machen“ setzt sich Wolfgang Schmidbauer (1999) mit Zusammenhängen zwischen Liebe, Missbrauch und Narzissmus und mit Grenzverletzungen in Psychotherapien auseinander. Er untersucht die besonderen emotionalen und professionellen Anforderungen und Gefährdungen, mit denen die therapeutische Arbeit mit gestörten Menschen verbunden ist und leitet daraus Schlussfolgerungen ab, die aus meiner Sicht auch von Bedeutung für soziale Fachkräfte sind. Diese arbeiten in verschiedenen Praxisfeldern ebenfalls mit Menschen, die an schweren Störungen leiden (oftmals, ohne dass Diagnosen vorliegen oder eingefordert werden können), haben aber nicht therapeutische, sondern sozialarbeiterische Ziele und Aufgaben. Und sie begegnen ihrer Klientel in deren Alltag bzw. in institutionellen Kontexten, die sich erheblich vom analytischen Setting unterscheiden. Daher wird es mir um die Herausarbeitung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden der beiden beruflichen Gruppen im Umgang mit Abstinenz, Distanz und Nähe gehen. Aus Schmidbauers Buch hebe ich Überlegungen zu drei thematischen Bereichen hervor: zur analytischen Haltung und Abstinenz (a), zu Risiken für die Abstinenz (b) und zu Faktoren der Stabilisierung der Abstinenzsicherheit (c).

(a) Gestützt auf Freuds Ausführungen zur Übertragungsliebe (1969 [1915]) charakterisiert Schmidbauer die *analytische Arbeitshaltung* dem Patienten gegenüber als neutral und unparteiisch, als nicht richtend noch wertend oder ideologisch festgelegt, als gleichschwebend aufmerksam für alle Einfälle, geprägt durch emotionale Präsenz und ein waches Interesse (1999: 42). „Der Gegensatz zur Abstinenz ist die Befriedigung eigener Wünsche des Analytikers auf Kosten der Arbeit mit dem Analysanden“ (ebd.). Die abstinenten Haltung hilft, sich zurückzuhalten, sich nicht einzumischen und aufzudrängen und Suggestionen zu vermeiden (ebd.: 51). Gleichzeitig enthält die Abstinenz keine Forderung nach Selbstlosigkeit – die Behandlung wird bezahlt, Neugier und Wünsche nach erfolgreicher und befriedigender Arbeit sind legitime Interessen, die der Analytiker so gestalten muss, dass der Patient nicht geschädigt wird (ebd.: 114). Auf der anderen Seite bezieht Schmidbauer hier, wie schon in seinen anderen Studien zu helfenden Berufen, unbewusste Motive der Berufswahl von Therapeuten mit ein, so die Bedürfnisse nach Kontrolle über Beziehungen und die aktive Bewältigung kindlicher Verlassenheitsängste (ebd.: 60).

Der Autor betont, dass die Abstinenz – wie die freie Assoziation und die gleichschwebende Aufmerksamkeit – eher einem theoretischen Ideal und Balanceakt als einer stabilen beruflichen Funktion gleichkommt, und er hebt wiederholt hervor, dass dieses Ideal auch als Last erlebt wird: „Der Analytiker soll echt sein, aber er darf nur so viel an seiner Echtheit zulassen, dass er dem Patienten nicht schadet. Er soll sich emotional einlassen, aber nur so viel, dass er sich seinem nächsten Klienten mit demselben freien Sinn zuwenden kann“ (ebd.: 70). Er „soll einen emotionalen Dialog aufrechterhalten und gleichzeitig diesen kontrollieren“ (ebd.: 106) und beachten, dass „zu große Distanz zu der emotionalen Beziehung ebenso problematisch [ist] wie zu große Nähe“ (ebd.: 311). Das Bild vom unangreifbaren, unverletzlichen Analytiker ist für Schmidbauer nicht nur ein theoretisches, sondern vor allem ein infantiles Ideal.

(b) Durch seine Arbeit ist der Analytiker verwundbar, *stärkeren Versuchungen und Belastungen* als Angehörige anderer Berufe ausgesetzt. Er kann, so Schmidbauer, in seiner Abstinenz und Arbeitshaltung beeinträchtigt werden durch Einflüsse der Privatsphäre wie etwa durch den Tod geliebter Menschen, durch Belastungen im beruflichen Umfeld wie etwa Verleumdung durch Kollegen und nicht zuletzt durch Patienten, wenn diese etwa Selbstmord begehen (ebd.: 75). Besondere Risiken sieht Schmidbauer in der therapeutischen Beziehung und in der Person des Therapeuten. Anhand von Fallbeispielen aus seiner therapeutischen und supervisorischen Praxis benennt er Faktoren, die die Abstinenz des Analytikers gefährden können: seine mögliche Isolierung, mangelnden kollegialen Austausch, fehlende Supervision, zu hohen therapeutischen Ehrgeiz, Selbstüberschätzung, Allmachts- und Rettungsphantasien (vgl. ebd.: 91). Lange vor eklatanten sexuellen Grenzverletzungen gibt es, so der Autor, Prozesse der subtilen Distanzverluste und der langsamen Entgleisung der Abstinenz (ebd.: 106). Darin kommt nicht nur dem Gegenübertragungssog spezifischer schwerer Störungen und dem Moment der Triebhaftigkeit, sondern auch wechselseitiger Idealisierung und Größenvorstellungen von Therapeut und Patient eine fatale Rolle zu (ebd.: 306). Bezogen auf das kollegiale Umfeld konstatiert Schmidbauer eine starke Neigung zu Polarisierungen im professionellen Diskurs und bezeichnet diese als besonders abträglich. Grenzüberschreitungen in Therapien sollten, so der Autor, weder dämonisiert noch bagatellisiert werden, weder allein mit rigiden Kontrollen und Ritualen noch mit falscher Rücksicht und Schonung gehandhabt werden (vgl. ebd.: 136). Abstinenz ist „keine moralische Tugend, die ein Analytiker hat oder nicht hat, sondern ein kompliziertes, störbare Geschehen“ (ebd.: 61).

(c) Der Autor spricht sich nicht gegen professionelle Regelwerke und Sanktionen aus, schätzt diese aber als nur begrenzt wirksam ein. Stärkere Wirkung zum Schutz der analytischen Haltung sieht er in positiven Faktoren, die die therapeutische Identität stabilisieren: „Die therapeutische Identität und mit ihr die *Abstinenzsicherheit* hängt davon ab, wie gut ein Therapeut in seiner Kollegengruppe integriert ist und wie viel narzisstische Zufuhr er von dort bekommt“ (ebd.: 91). Als weitere stabilisierende Ele-

mente beschreibt er eine professionelle Gesprächs- und Ausbildungskultur, die nicht nur rhetorisch, sondern tatsächlich und berufspraktisch fehlerfreundlich ist, außerdem die lebenslange berufsbegleitende Supervision sowie ein Privatleben mit genügend ausgleichenden Gratifikationen. Darüber hinaus bedarf es, so Schmidbauer, einer Beratungspflicht bei Grenzverletzungen (ebd.: 151) sowie der Zivilcourage, Hilfe auch wirklich in Anspruch zu nehmen und zwar sowohl auf Seiten des verantwortlichen Therapeuten als auch auf Seiten eines mündigen Patienten (vgl. ebd.: 308).

Was bedeutet Abstinenz in der Sozialen Arbeit?

In diesem Abschnitt werden die von Schmidbauer erörterten Probleme auf ihre Relevanz für Nähe und Distanz in der Sozialen Arbeit überprüft und Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den beruflichen Rollen von AnalytikerInnen und sozialen Fachkräften verdeutlicht. Dabei geht es zunächst um die professionelle Haltung, dann um Gefährdungen der Abstinenz und schließlich um stabilisierende Faktoren.

Professionelle Haltung

Die professionelle Haltung sozialer Fachkräfte variiert je nach Praxisfeld und Auftrag stark und kann daher mit einer allgemeinen Aussage nicht zutreffend erfasst werden. Das Spektrum reicht von begleitenden und beratenden über erziehende bis hin zu kontrollierenden Aufträgen und prägt entsprechend die Haltung: So ist in der Lebensberatung eine Haltung erforderlich, die, ganz ähnlich wie in der Psychoanalyse, weder richtend noch wertend sein soll. In vielen Bereichen der Jugendhilfe setzt sich die Haltung aus wertenden und nichtwertenden, begleitenden und erziehenden Elementen zusammen und verlangt die Fähigkeit zum wertschätzenden Akzeptieren ebenso wie zum Sanktionieren. In der Bewährungshilfe schließlich ist die professionelle Haltung zu einem deutlichen Anteil durch den kontrollierenden Auftrag bestimmt – die sozialen Fachkräfte haben die Haftentlassenen sowohl zu unterstützen, etwa bei der Arbeits- und Wohnungssuche, als auch bei Nichteinhaltung ihrer Auflagen dem Gericht zu melden. Das doppelte Mandat verpflichtet soziale Fachkräfte darauf, sowohl das betroffene Individuum als auch betroffene Dritte bzw. das Gemeinwohl zu berücksichtigen. Als Aufgabe für MitarbeiterInnen des Allgemeinen Sozialen Dienstes (ASD) bedeutet das zum Beispiel, gleichermaßen die Rechte einer geistig behinderten Frau wie das Wohl ihres kleinen Kindes zu wahren, welches durch die begrenzten Fähigkeiten der Mutter gefährdet ist und notfalls eingreifendes Handeln gegen den Willen der Mutter zum Schutz des Kindes erfordert. Professionelles Handeln basiert auf gesetzlichen Vorgaben und auf rechtlichen Ansprüchen von KlientInnen. Die Fachkräfte handeln entsprechend dem daraus abgeleiteten Auftrag, gemäß institutionell vorgegebenen Zielen, Konzepten und Aufgaben. In dieser Perspektive haben sie einen stärker durch Regeln strukturierten Handlungsrahmen

und dadurch mehr Distanz als Analytiker, die mit diffuseren Erwartungen zu kämpfen haben als „klassische Helfer“ (Schmidbauer 2007).

PatientInnen der Psychoanalyse kommen freiwillig, während es in der Sozialen Arbeit häufig Kontakte gibt, denen auf Seiten der KlientInnen ein großes Maß an *Druck und Unfreiwilligkeit* beigemischt ist – so etwa in Gesprächen im Kontext von Straffälligenhilfe oder von angeordneter Begleitung elterlichen Umgangs, ebenso in Gesprächen mit Eltern im Zusammenhang mit der Inobhutnahme ihrer durch sie bedrohten Kinder, in Auseinandersetzungen mit Jugendlichen über ihre Regelverstöße und bevorstehende Sanktionen. Hier werden soziale Fachkräfte von KlientInnen zunächst primär in ihrer Kontrollfunktion wahrgenommen, als Instanz mit Einfluss und Macht. Die Kunst besteht darin, unter diesen Bedingungen von objektivem Zwang und von subjektivem Widerwillen auf Seiten der KlientInnen Beziehungsbrücken zu bauen, die Elemente von Vertrauen, Einsicht und Bereitschaft zur Verhaltensänderung bewirken können.

Neben der Bedeutung des Kontrollaspekts liegt ein weiterer wichtiger Unterschied zur analytischen Haltung darin, dass es in der Sozialen Arbeit großenteils um die aktive Herstellung und Gestaltung helfender Beziehungen geht. In ihnen überschneiden sich in der Regel Übertragungsbeziehung, professionelle und *reale Beziehung*. Soziale Fachkräfte sind viel mehr „mit-tendrin“ im Leben der Klientel und in ihren Alltag verwickelt. Dies macht es schwieriger als in der Psychoanalyse, Nähe und Distanz in der Arbeitsbeziehung zu balancieren. Während sich Analytiker im klassischen Setting grundsätzlich im „Heimspiel“ bewegen, also unter selbst gesetzten Bedingungen arbeiten, müssen sich SozialarbeiterInnen sehr oft im „Auswärts-spiel“ bewähren – zum Beispiel während des Hausbesuchs beim haftentlassenen Probanden oder am U-Bahnhof im Rahmen von Streetwork-Angeboten für wohnsitzlose Jugendliche, in der Fußgängerzone beim Ausflug mit der Gruppe verhaltensauffälliger Kinder oder am Badensee in der Ferienfreizeit mit mehrfach behinderten Menschen.

In vielen Tätigkeitsfeldern wird nicht nur gesprochen, vielmehr gehören *direkte, oft auch körperliche Interaktionen* zwischen KlientInnen und SozialarbeiterInnen zur Arbeitsbeziehung. Soziale Fachkräfte teilen nicht das „Privileg“ der Psychoanalyse, den realen Körper weitgehend ausblenden zu können; sie müssen sich ihm stellen. Statt fünfzig Minuten verbringen sie manchmal viele Stunden, im Schichtdienst im Heim bis zu zwei Tage hintereinander mit denselben Menschen, in Ferienfreizeiten auch ein, zwei Wochen. Sie haben mit dem Individuum, seinen Erfahrungen und Gefühlen gegenüber wichtigen Bezugspersonen zu tun und zusätzlich *mit dem Umfeld* – beispielsweise mit dem realen Vater, der Lehrerin, den Freunden, der Vermieterin, dem Gerichtsvollzieher, der Ausländerbehörde und der Polizei. Dies wird nicht als störend, sondern im Gegenteil als wichtig angesehen und mit professionellem Blick, sei er „mehrdimensional“, „systemisch“ oder „multiperspektivisch“ geprägt, betrachtet.

Analytiker und Patient gestalten primär einen imaginären Raum, der mit Vergangenheit, Phantasien und mit dem „Als-ob“ (Gabbard 2003: 178) von

Übertragungs- und Gegenübertragungsgeschehen gefüllt ist und von einem festen, aber schmalen Rahmen aus realer Beziehung gehalten wird. Demgegenüber arbeiten soziale Fachkräfte mit ihren KlientInnen primär in realen Räumen, in denen sie reale Beziehungen herstellen, die mit Elementen der Vergangenheit und des Imaginären vermischt sind. Diese beigemischten Elemente müssen soziale Fachkräfte wohl wahrnehmen und gewichten, sie aber längst nicht alle aufgreifen (vgl. Bauriedl 2004). Stattdessen geht es darum, mit den KlientInnen einen roten Faden zu suchen, der in der aktuellen Situation zu einer Verbesserung des Lebens führen kann, ohne sich in den anderen Fäden zu „verheddern“ und ohne diese abzuschneiden. Die von Schmidbauer benannte widersprüchliche Anforderung an Analytiker, sich auf einen echten emotionalen Dialog, auf echte Nähe einzulassen und dies zugleich zu kontrollieren, gilt für soziale Fachkräfte ebenso. Für sie findet aber der Dialog in einem Spannungsfeld zwischen viel mehr realer Nähe und gleichzeitig mehr distanzerzeugender vorgegebener Strukturierung statt. Eine Abstinenzhaltung in diesem Spannungsfeld einzunehmen heißt, sich der objektiven und emotionalen Abhängigkeit der KlientInnen bewusst zu sein und verantwortlich mit ihr umzugehen. Die Begriffe der Abstinenzhaltung und der Nähe-Distanz-Balance haben hier die gleiche Bedeutung. Auch die Formulierungen „zugewandte Abgrenzung“ oder „abgegrenzte Zuwendung“ zielen in die gleiche Richtung.

In vielen Praxisfeldern werden physische, soziale und emotionale Bedürfnisse von KlientInnen erfüllt, ohne zu suggerieren, dass die beruflich Tätigen selbst zum Ersatz für Familie oder PartnerIn und werden könnten, auch wenn Sehnsüchte dieser Art spürbar werden. Der Kinderdorf-„Vater“ kann nicht zum „richtigen Papa“ werden, der Betreuer der behinderten Tochter nicht wirklich zum Schwiegersohn, die Praktikantin nicht zur Freundin der heroinabhängigen, verliebten jungen Frau, der aus Marokko stammende Streetworker nicht zum wirklichen großen Bruder für abgetauchte marokkanische Jugendliche. Diese übertragenen Gefühle von KlientInnen sind ein wertvoller emotionaler Schatz, dessen sich die Fachkräfte nicht „zu eigenen Zwecken“ bedienen dürfen. Zu ihrer professionellen Haltung gehört, bei aller verstrickenden Nähe *versagend* zu sein. Das heißt, der narzisstisch oder erotisch verführerischen Einladung dazu zu widerstehen, auf die Wünsche abhängiger KlientInnen zu „erfüllend“ bzw. mit eigenen Wünschen einzugehen. Es ist immer wieder schwierig, die Grenze zwischen notwendiger und unzuträglicher Erfüllung von Bedürfnissen allgemein zu ziehen. Nach dieser Grenze gefragt, sagte eine Sozialarbeiterin, die mit vernachlässigten Kindern auf eine methodische und reflektierte Art gruppenpädagogisch arbeitete und die ich als ebenso klar wie warmherzig erlebte: „Ich gebe ihnen Anerkennung, Wertschätzung. Keine Liebe. Aber Wärme.“

Gefährdung der Abstinenz

Mit Abstinenzgefährdung ist der Verlust von Distanz oder die Entstehung von zu viel Nähe und von unbewusstem Agieren in beruflichen Beziehungen gemeint. Durch ihre Einbindung in Institutionen und Teams besteht für SozialarbeiterInnen – verglichen mit selbständig praktizierenden AnalytikerInnen – strukturell mehr Zwang zu Austausch und Transparenz und damit eine größere Chance, frühzeitig Abstinenzrisiken zu erkennen und aufzufangen. Dieser größere Schutz ist dann gegeben, wenn kontinuierlich Supervision stattfindet und wenn Teams konflikt- und integrationsfähig sind. Hinzu kommt als Voraussetzung, dass die Einrichtungsleitung im Umgang mit Grenzen und Grenzverletzungen erkennbar nach ethischen und professionellen Standards handelt und ihre Fürsorgepflicht für KlientInnen und für MitarbeiterInnen wahrnimmt (vgl. DJI 2007).

Als besondere Risiken für eine professionelle Haltung benennt Schmidbauer die Tendenz zu *Rettungsphantasien* und verweist auf zwei Quellen dieser Phantasien: auf eigene kindliche Verlassenheitserfahrungen und unbewusste Wiedergutmachungsversuche der Helfer selbst, sowie auf die destruktive Übertragungsdynamik in der Arbeit mit traumatisierten, schwer gestörten Menschen. Beides lässt sich auf die Soziale Arbeit übertragen: Zum einen bringen soziale Fachkräfte eine den AnalytikerInnen vergleichbare Berufsmotivation und ähnliche zugrunde liegende emotionale Erfahrungen mit. Zum anderen sind SozialarbeiterInnen qua Auftrag größtenteils für Menschen mit Beschädigungen zuständig und damit potentiell destruktiven Übertragungsdynamiken ausgesetzt. Schon in der Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und Familien, die nicht traumatisiert bzw. schwer gestört, sondern „lediglich“ sozial benachteiligt und materiell wie emotional bedürftig sind, können sich aus dem empathischen Sicheinlassen auf diese Bedürftigkeit überschießende Identifikationen, Heilungs- und Rettungswünsche entwickeln.

Die Verführung dazu und damit die Gefährdung der Professionalität erhöht sich in der beruflichen Arbeit mit Menschen, die durch stärkere Not zu KlientInnen Sozialer Arbeit werden – zum Beispiel durch Obdachlosigkeit, Armut, Drogensucht, illegalen Aufenthalt, Zugehörigkeit zu einer diskriminierten Minderheit, oder durch körperliche, geistige oder psychische Behinderungen. Besonders stark ist nach meiner Beobachtung die professionelle Gefährdung sozialer Fachkräfte da, wo Sexualität und/oder direkte physische Gewalt als Themen beteiligt sind, weiterhin, wo es eher um ereignishafte als um chronische Not geht. Dies betrifft zum Beispiel die Arbeit mit Kindern, die misshandelt oder sexuell missbraucht wurden, mit Frauen, die Vergewaltigung, Prostitution, Frauenhandel oder häusliche Gewalt erleben oder mit Flüchtlingen, die verfolgt und gefoltert wurden. Es scheint naheliegend, dass soziale Fachkräfte – wie Menschen überhaupt – eher von dramatischen, angsterregenden Traumata „angesprungen“ oder in sie „hineingezogen“ werden als von undramatisch und schleichend verlaufenden Beschädigungen. Die Anziehung durch sensationelle Aspekte ist verständlich, macht aber für den Distanzverlust anfällig. Es kann besonders

leicht zu Überidentifizierungen und zu dramatischen Überhöhungen kommen (Opferzahl, Häufigkeit, Unvergleichbarkeit des Traumas usw.). Demgegenüber erinnere ich an die gesicherte Erkenntnis, dass Kindesvernachlässigung, obwohl unspektakulärer, ebenso entwicklungseinschränkende Folgen für ein Kind haben kann wie sexueller Kindesmissbrauch.

Neben der Arbeit mit Opfern von Gewalt kann bekanntlich auch diejenige *mit Tätern* einen riskanten Gegenübertragungssog und damit eine professionelle Gefährdung erzeugen. Dazu gehört die Arbeit mit misshandelnden Eltern oder mit Frauen, die im Frauenhaus Schutz vor dem gewalttätigen Partner gesucht haben und die ihrerseits die mitgebrachten Kinder misshandeln. Eine professionelle Gefährdung droht aber auch dort, wo Fachkräfte mit Jugendlichen oder Erwachsenen, die wegen Gewaltdelikten verurteilt wurden, in sozialen Trainingskursen, im Strafvollzug oder in der Sicherungsverwahrung tätig sind. Nicht selten sehen sich SozialarbeiterInnen mit der Doppelerfahrung von KlientInnen konfrontiert, sowohl Täter und als auch Opfer zu sein.

Konnte Gabbard zeigen, welche „größenwahnsinnigen“ Heilungsversuche suizidgefährdete PatientInnen in Analytikern auslösen können (2003), so kann dies in ähnlichem Maß als Risiko für die Soziale Arbeit angesehen werden. Menschen mit traumatischen Erfahrungen können in sozialen Fachkräften, die sich auf sie einlassen, fast voraussagbar Heilungs- und Rettungswünsche und die Tendenz zu grenzüberschreitendem Verhalten auslösen. Beim Thema „Retten“ kommt in der Sozialen Arbeit noch eine Besonderheit hinzu: Anders als im psychotherapeutischen Bereich gibt es in der Sozialen Arbeit gesetzliche Aufträge, die zur rettenden Intervention verpflichten, so etwa bei akuter Kindeswohlgefährdung oder angesichts der Bedrohung erwachsener Personen. Es gibt Einrichtungen, die sich die Aufnahme bedrohter Menschen zur Aufgabe machen – Zufluchthäuser für „Straßenkinder“, spezielle Mädchen-Zufluchtwohnungen, Einrichtungen der Gefährdetenhilfe, Notfall-Aufnahmeeinrichtungen.

Aber nicht nur „das Schwere“ kann die professionelle Distanz beeinträchtigen, sondern auch das Gegenteil, „das Leichte“ – Charme und Attraktivität von KlientInnen, aktives Flirten, prickelnde Situationen von Nähe und Erotik. So sind soziale Fachkräfte zum Beispiel in der Jugendarbeit vielfältigen erotischen Angeboten ausgesetzt. Über seine Arbeit mit Jugendlichen sagte ein Sozialarbeiter: „Hier im Jugendzentrum geht es den ganzen Tag um Sexualität“. Jugendliche erproben sich in ihrem sexuellen Erwachsenwerden an den Fachkräften in einem Spektrum, das von unbeholfenen, rührenden Formen über charmante Angebote bis zu provokanten, grenzverletzenden Varianten reicht. In der Pubertät haben Mädchen und Jungen jedes Recht, sich sexuell zu präsentieren, zu provozieren und Regeln zu verletzen. Umgekehrt haben die verantwortlichen Erwachsenen, hier die sozialen Fachkräfte, die Aufgabe, auf Grenzen und Regeln zu bestehen. Sie müssen jugendlichen Anlehnungs- und Verführungswünschen standhalten und die ungeliebte Rolle des grenzsetzenden Überichs verkörpern. Dies bedarf einer Klarheit, die die eigene erotische Gegenübertragung und eigene

Wünsche wahrnimmt, ohne sie zu agieren und ohne die Jugendlichen auf verletzende Weise vor den Kopf zu stoßen.

Wenn man das hohe Maß an schützenden Arbeitsbedingungen im psychoanalytischen Setting bedenkt, so erscheint es mit Blick auf die häufig viel weniger geschützten sozialarbeiterischen Tätigkeiten fast verwunderlich, dass nicht mehr von ihnen entgleisen. Darüber, wie häufig sich in der Sozialen Arbeit die Übertragungsdynamik in reale sexuelle Grenzüberschreitung umsetzt, sind mir keine Angaben möglich. Auch habe ich keine Anhaltspunkte für Vermutungen zu der Frage, ob sexuelles Agieren bei den beiden hier erörterten Berufsgruppen gleich oder unterschiedlich häufig vorkommt.

Stabilisierende Faktoren

Welche Faktoren mindern die beschriebenen Risiken? Wie für AnalytikerInnen gilt auch für soziale Fachkräfte, dass die Abstinenzsicherheit durch die Festigung der beruflichen Identität und die gute Integration in die KollegInnengruppe gestärkt wird, ebenso durch Supervision während der gesamten Dauer der beruflichen Beziehungsarbeit. Auch sollte in der Ausbildung und im Fachdiskurs ein realistischer und zugleich berufsethisch reflektierter Umgang mit Fehlern eingeübt werden.

Bezogen auf die notwendige narzisstische Zufuhr durch den Beruf wird eine Differenz zum anerkannten, zum Teil sogar idealisierten Analytikerberuf deutlich: Soziale Arbeit gilt als Frauenberuf und hat in Gesellschaft und Öffentlichkeit, bei Laien, bei der Klientel und bei anderen Berufsgruppen, ein vergleichsweise niedriges Prestige. Die geringe soziale Anerkennung des Berufes kommt nicht zuletzt in ihrer Entlohnung zum Ausdruck, die, gemessen an Ausbildungsdauer, Expertenwissen und Verantwortungshöhe und im Vergleich mit der Bezahlung von TherapeutInnen und mit Lehrergehältern, bei Weitem zu niedrig ist. Zur schlechten Bezahlung kommen geringe Aufstiegschancen hinzu, derzeit zusätzlich verknüpft mit sich verschlechternden Arbeitsplatzbedingungen wie Befristung und Arbeitsplatzunsicherheit. Auf diesem Wege erhalten soziale Fachkräfte also wenig narzisstische Befriedigung. Dies kann ein Anerkennungs-vakuum erzeugen und zu dem Risiko beitragen, dass nach Gratifikation und Anerkennung bei abhängigen KlientInnen gesucht wird. Auch aus diesem Grund stärken alle Mittel, die die Professionalität sozialer Fachkräfte nach innen und nach außen festigen, auch die Fähigkeit, immer wieder zu einer reflektierten Nähe-Distanz-Balance zu finden.

Folgerungen für Schulen und Internate

Um der Bedrohlichkeit des sexuellen Missbrauchs etwas entgegenzusetzen, habe ich in der vorliegenden Arbeit versucht, das Thema einzuordnen – auf emotionaler Ebene, in historischer Hinsicht und mit Blick auf Grenzverletzungen im Kontext des Nähe-Distanz-Verhältnisses in der Sozialen Arbeit.

Meine These war, dass das psychoanalytische Abstinenzkonzept für den Umgang mit dem Risiko sexueller Grenzverletzung geeignet ist, wenn man seinen Kern klar herausarbeitet und es zugleich systematisch an die komplexen und spezifischen Bedingungen in den Feldern Sozialer Arbeit anpasst. Es ist geeignet, weil es sich nicht nur auf die Ebene von Normen, Regeln und Sanktionen bezieht. Es umfasst vielmehr die normativen Aspekte ebenso wie die strukturelle und emotionale Problematik professioneller Beziehungen und die unvermeidlichen Entgleisungsrisiken. In klassischen Begriffen: Überich, Ich und Es werden gleichermaßen angesprochen und in die Steuerung einbezogen.

Auch Schulen und Internate können aus meiner Sicht das Abstinenzkonzept mit Gewinn anwenden, wenn sie es mit Blick auf ihre spezifischen strukturellen Bedingungen umwandeln. Dazu würde gehören, den Auftrag bzw. die Aufträge der jeweiligen Institution und der Lehrkräfte genau zu überprüfen. Welche Widersprüche – Wissensvermittlung, Vermittlung sozialer und Beziehungskompetenzen, Kontrollfunktion – sind in die Aufträge eingebettet? Welche Art beruflicher Beziehungen zu SchülerInnen ergibt sich? Es wäre zu analysieren, wie Rolle und professionelle Haltung von Lehrkräften zu bestimmen und, vor allem, wie sie im Alltag aufrecht zu erhalten sind. Es müsste untersucht werden, welche spezifischen Arbeitssituationen den Lehrkräften welche Nähe-Distanz-Balancen abverlangen, welche begrenzenden Strukturen fehlen und geschaffen werden müssen, um sich SchülerInnen zuzuwenden zu können und zugleich die Abstinenz zu sichern. Es bedarf einer Analyse der schul- und internatsspezifischen Risiken, die die Abstinenz gefährden und der Faktoren, durch die es Lehrkräften gelingen kann, sich zugewandt und verlässlich abgegrenzt auf ihre SchülerInnen einzulassen und ihre berufliche Arbeit in ausreichendem Maß als befriedigend zu erleben. Ergänzend wären institutionelle Bausteine der Abstinenzsicherung zu installieren: ein Konzept zur Kinderschutz-Prävention, Verfahrensstandards zur Abklärung bei Verdacht des sexuellen Missbrauchs, fest installierte Supervision, Beschwerdemanagement, ein schulisches Klima des Sprechens und eine konstruktive Konfliktkultur.

Zugleich wäre es gerade jetzt an der Zeit, zu überprüfen, wie es um die Sexualfreundlichkeit der Bildungseinrichtungen steht. Denn es ist ein Trugschluss, zu glauben, dass die sexuelle Sicherheit in einer Schule zunimmt, wenn Sexualität und sexuelle Bildung (vgl. Schmidt und Sielert 2008) ausgegrenzt werden. Nach sexualpädagogischer Erfahrung ist das Gegenteil der Fall, ist gerade ein klares sexualfreundliches Klima präventiv gegen das Risiko sexueller Grenzverletzungen wirksam. Aber nicht nur aus Sicherheitsgründen, auch um ihrer selbst willen gebührt der sexuellen Bildung ein angemessener, sichtbarer Platz in Schulen und Internaten. Welchen Raum haben sexualpädagogische Themen im Unterrichtsstoff? Welche Anerkennung finden sinnliche und psychosexuelle Dimensionen der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen? Wie können Lehrkräfte so ausgebildet werden, dass sie mit dem Ansturm der Pubertät pädagogisch angemessen umzugehen verstehen? Ein sexualitätsbejahendes Konzept würde einschlie-

ßen, dass Bildungseinrichtungen sich ausdrücklich zur sexuellen Vielfalt bekennen und eine schulische Kultur fördern, die, bezogen auf SchülerInnen wie auf Lehrkräfte, unterschiedliche sexuelle Orientierungen respektiert und aktiv gegen Homophobie eintritt.

Literatur

- Achilles I. Sexualpädagogische Materialien für die Arbeit mit geistig behinderten Menschen. Weinheim: Juventa 2005
- Amyna e.V. Institut für Prävention von sexuellem Missbrauch, Hrsg. Evaluation der Wirksamkeit präventiver Arbeit gegen sexuellen Missbrauch an Mädchen und Jungen. München: Amyna 2003
- Anonyma. Verführung auf der Couch. Freiburg: Kore-Verlag 1988
- Augerolles J. Mein Analytiker und ich – Tagebuch einer verhängnisvollen Beziehung. Frankfurt/M.: Fischer 1991
- [AWO] AWO-Bundesverband e.V., Hrsg. Liebe(r) selbstbestimmt: Praxisleitfaden für psychosoziale Beratung und sexualpädagogische Arbeit für Menschen mit Behinderung. Bonn: AWO-Bundesverband 2006
- Bange D. Definition und Häufigkeit von sexuellem Missbrauch. In: Körner W, Lenz A, Hrsg. Sexueller Missbrauch 1: Grundlagen und Konzepte. Göttingen: Hogrefe 2004; 29–37
- Bauriedl T. Auch ohne Couch. Psychoanalyse als Beziehungstheorie und ihre Anwendung. Stuttgart: Klett-Cotta 2004
- Baurmann MC. Sexualität, Gewalt und psychische Folgen. Eine Längsschnittuntersuchung bei Opfern sexueller Gewalt und sexuellen Normverletzungen anhand von angezeigten Sexualkontakten. Wiesbaden: Bundeskriminalamt 1983
- Becker G, von der Groeben A. Ordnung und Unordnung. Weinheim: Beltz 2005
- Bergmann C. Es geht um sexuelle Gewalt, nicht um Missbrauch. Gespräch mit Christine Bergmann zur aktuellen Missbrauchsdebatte. pro familia magazin 2010; 2: 5
- Brähler E, Overbeck A, Hrsg. Sexueller Missbrauch – Beiträge zur aktuellen Debatte. psychosozial 1993; 16
- Cremerius J. Sabina Spielrein – ein frühes Opfer der psychoanalytischen Berufspolitik. Forum Psychoanal 1987; 2: 127–142
- Deegener G. Kindesmissbrauch – erkennen, helfen, vorbeugen. Weinheim: Beltz 2005
- [DJI] Deutsches Jugendinstitut, Hrsg. IzKK-Nachrichten des Deutschen Jugendinstituts. Themenschwerpunkt: Sexualisierte Gewalt durch Professionelle in Institutionen. 2007; 1
- Dreyfus R, Haug H. Zum narzisstischen Missbrauch in der Therapie. In: Hoffmann-Axthelm D, Hrsg. Verführung in Kindheit und Psychotherapie. Oldenburg: Transform 1992; 90–108
- Dörr M, Müller B, Hrsg. Nähe und Distanz. Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität. Weinheim: Juventa 2006
- Enders U. Was tun bei sexuellem Missbrauch in den eigenen Reihen? In: Deutsches Jugendinstitut e.V., Hrsg. IzKK-Nachrichten des Deutschen Jugendinstituts. Themenschwerpunkt: Sexualisierte Gewalt durch Professionelle in Institutionen. 2007; 1: 29–33
- Finkelhor D. Child Sexual Abuse. New Theory and Research. New York, London: Macmillan 1983
- Freud S. Studien über Hysterie. Frühe Schriften zur Neurosenlehre. Frankfurt/M.: Fischer 1969 [Erstveröffentlichung 1895]
- Gabbard GO. Misslungene psychoanalytische Behandlungen suizidaler Patienten. Z psychoanal Theor Prax 2003; 2: 170–188
- Günter R, Kavemann B, Ohl D. Modellprojekt Beratungsstelle und Zufluchtswohnung für sexuell missbrauchte Mädchen von „Wildwasser“ – Arbeitsgemeinschaft gegen sexuellen Missbrauch von Mädchen e.V., Berlin. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Frauen und Jugend, Bd. 10. Stuttgart: Kohlhammer 1993
- Hager F, Becker G, Zimmer J. Bildung Macht Verantwortung. Welche Zukunft für die Bundesrepublik? Leipzig: Reclam 1994
- Heimpel C. Bericht über einen Dieb. Neue Sammlung 2000; 1: 57–79
- von Hentig H. Nachwort zu Christian Heimpels Bericht über einen Dieb. Neue Sammlung 2000; 1: 80–82
- von Hentig H. Ach, die Werte! Ein öffentliches Bewusstsein von zwiespältigen Aufgaben. Über eine Erziehung für das 21. Jahrhundert. Weinheim: Beltz 2001

- von Hentig H. Die Schule neu denken: Eine Übung in pädagogischer Vernunft. Weinheim: Beltz 2008
- Krahe B, Scheinberger-Olwig R. Sexuelle Aggression. Göttingen: Hogrefe 2002
- Heyne C. Tatort Couch. Sexueller Missbrauch in der Therapie – Ursachen, Fakten, Folgen und Möglichkeiten der Verarbeitung. Frankfurt/M.: Fischer 1995
- Honig M. Verhäuslichte Gewalt. Mit einem Nachwort zur Taschenbuchausgabe: Sexuelle Ausbeutung von Kindern. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992
- Kavemann B, Lohstöter I. Väter als Täter. Reinbek: Rowohlt 1984
- Krutzenbichler HS, Essers H. Muss denn Liebe Sünde sein? Über das Begehren des Analytikers. Freiburg: Kore-Verlag 1991
- Laplanche J, Pontalis JB. Das Vokabular der Psychoanalyse. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1998
- Löwer-Hirsch M. Sexueller Missbrauch in der Psychotherapie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1998
- Mebes M. Der Ursprung von Wildwasser. In: Wildwasser Arbeitsgemeinschaft gegen sexuellen Missbrauch an Mädchen e.V., Hrsg. Sexuelle Gewalt. Aktuelle Beiträge aus Theorie und Praxis. Berlin 2007; 5–9
- Morgenthaler F. Technik. Zur Dialektik der psychoanalytischen Praxis. Gießen: Psychosozial-Verlag 2005 [Erstveröffentlichung 1978]
- Praeger A. Als hätte ich mit einem Gott geschlafen. Hamburg 1992
- [pro familia] pro familia, Deutsche Gesellschaft für Familienplanung, Sexualpädagogik und Sexualberatung e.V., Bundesverband, Hrsg. Sexualität und körperliche Behinderung. 2004 [Als Online-Dokument: <http://www.profamilia.de/shop/download/60.pdf>]
- Rush F. Das bestgehütete Geheimnis: Sexueller Kindesmissbrauch. Berlin: Orlanda 1982
- Russell D. Sexual Exploitation. Rape, Child Sexual Abuse and Workplace Harassment. Beverly Hills: Sage 1984
- Rutschky K. Erregte Aufklärung. Hamburg: Klein-Verlag 1992
- Rutschky K, Wolff R. Handbuch sexueller Missbrauch. Überarbeitete und aktualisierte Taschenbuchausgabe. Reinbek: Rowohlt 1999
- Schmauch U. Zur Skandalisierung und Tabuisierung von sexuellem Kindesmissbrauch. Z Sozialisationsforsch Erziehungssoz 1996; 16: 284–298
- Schmauch U. Neue Entwicklungen in der Sexualpädagogik und ihre Relevanz für die Soziale Arbeit – Neue Konzepte, Projekte und Medien (2008–2009). Frankfurt/M.: Unveröff. Forschungsbericht 2009
- Schmidbauer W. Wenn Helfer Fehler machen. Liebe, Missbrauch und Narzissmus. Reinbek: Rowohlt 1999
- Schmidbauer W. Das Helfersyndrom. Hilfe für Helfer. Reinbek: Rowohlt 2003
- Schmidt G. Sexuelle Verwahrlosung oder moralische Panikattacke. Buchbesprechung von: Siggelkow B, Büscher W. Deutschlands sexuelle Tragödie. Wenn Kinder nicht mehr lernen, was Liebe ist. pro familia magazin 2008; 4: 25–26
- Schmidt RB, Sielert U, Hrsg. Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung. Weinheim: Juventa 2008
- Schwarzer A. Sexueller Missbrauch – Wie es geschehen kann. Das Editorial. EMMA 2010; 2, 295: 9
- Sebban L. Gewalt an kleinen Mädchen. Naumburg: Feministischer Buchverlag 1980
- Siggelkow B, Büscher W. Deutschlands sexuelle Tragödie. Wenn Kinder nicht mehr lernen, was Liebe ist. Asslar: Gerth Medien 2008
- von Spiegel H. Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. München: Reinhardt 2004
- Spielrein S. Tagebuch einer heimlichen Symmetrie. Sabina Spielrein zwischen Jung und Freud. Hrsg. von Carotenuto A. Freiburg: Kore-Verlag 1986
- Staub-Bernasconi S. Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft: Systemische Grundlagen und professionelle Praxis – Ein Lehrbuch. Bern: Haupt 2007
- Steinhage R. Auswirkungen der sexuellen Gewalterlebnisse im Leben der Mädchen und Frauen. Sexueller Missbrauch von Mädchen – Strategien zur Befreiung. Berlin 1985
- Steinhage R. Sexueller Missbrauch an Mädchen. Ein Handbuch für Beratung und Therapie. Reinbek: Rowohlt 1989
- Wehnert-Franke N, Richter-Appelt H, Gaenslen-Jordan G. Wie präventiv sind Präventionsprogramme? Kritische Überlegungen zu schulischen Präventionsmodellen in den USA. Z Sexualforsch 1992; 5: 41–55
- [Wildwasser] Wildwasser Würzburg e.V., Verein gegen sexuelle Gewalt an Mädchen und Frauen, Hrsg. Anna ist richtig wichtig. Ein Bilder- und Vorlesebuch für Mädchen über sexuelle Gewalt. Köln: Mebes & Noack 2007

Wirtz U. Seelenmord: Inzest und Therapie. Zürich: Kreuz 1998

Yalom I. Die rote Couch. München: btb 1998

Zinsmeister J, Hrsg. Sexuelle Gewalt gegen behinderte Menschen und das Recht. Gewaltprävention und Opferschutz zwischen Behindertenhilfe und Strafjustiz. Opladen: Westdeutscher Verlag 2003

Zinsmeister J. Die Situation verletzter Zeuginnen und Zeugen mit Behinderung. In: Fastie F, Hrsg. Opferschutz im Strafverfahren. 2. vollkommen überarbeitete Auflage. Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich 2008; 43–66

Prof. Dr. phil. Ulrike Schmauch
Fachhochschule Frankfurt am Main
Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit
Nibelungenplatz 1
60318 Frankfurt am Main
schmauch@fb4.fh-frankfurt.de